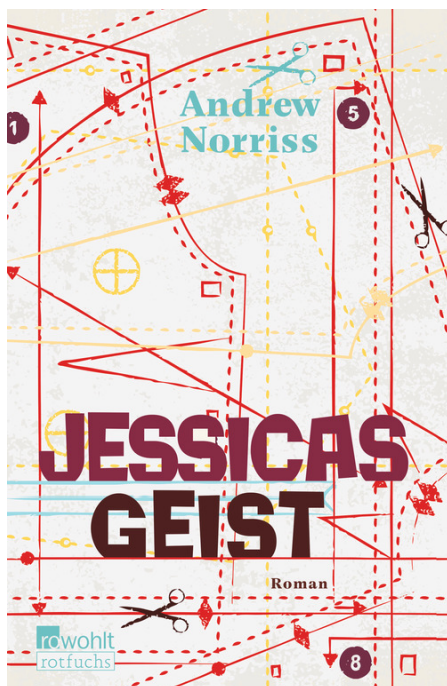


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-21744-9

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Andrew Norriss

Jessicas Geist

Roman

Aus dem Englischen von Christiane Steen

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, September 2016
Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Die englische Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel «Jessica's Ghost»
bei David Fickling Books, Oxford
Copyright © 2015 by Andrew Norriss
Lektorat Sophie Härtling
Satz Dante MT, PostScript, InDesign
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 21744 9

1

Francis wollte allein sein.

Er wollte allein sein, um in Ruhe nachzudenken, darum trug er seine Schultasche und sein Lunchpaket trotz der Kälte bis zur Bank am anderen Ende des Sportplatzes.

Normalerweise war es nicht besonders einfach, während der Pause einen Platz für sich allein zu finden. Aber es war Februar, die Temperatur lag nur knapp über dem Gefrierpunkt, und Francis wusste, dass die meisten Schüler bei der Kälte lieber im Gebäude bleiben würden. Und falls doch jemand nach draußen kam, würde er diese Bank sicherlich meiden. Sie lag genau gegenüber dem Hauptgebäude, und die Schüler der John-Felton-Schule hielten sich nur ungern in Sichtweite des Lehrerzimmers und des Schulbüros auf.

Francis störte es nicht, wenn man ihn sah – schon gar nicht aus dieser Entfernung. Er wollte einfach nur in Ruhe nachdenken, ohne jede Ablenkung. Doch er hatte sich kaum auf die Bank gesetzt, die Mütze fest über die Ohren gezogen, den Thermosbecher mit heißem Tee in den gefrorenen Händen, kam die Ablenkung direkt auf ihn zu.

Es war ein Mädchen etwa in seinem Alter, allerdings niemand, den er aus der Schule kannte.

Die größte Ablenkung an ihr aber war das, was sie anhatte.

Oder eher, was sie nicht anhatte.

Trotz der eisigen Kälte trug sie keine Jacke, sondern nur ein kurzes, schwarz-weiß gestreiftes Kleid – jemand, der sich mit Mode auskannte, hätte es sofort als Zebrakleid von Victoria Beckham erkannt –, das ihre Arme und Schultern der Winterluft preisgab. Was auch immer sie vorhatte, in diesem Aufzug würde sie mit Sicherheit vorher erfrieren, dachte Francis.

Aus dem Augenwinkel beobachtete er, wie das Mädchen direkt auf ihn zukam und sich auf der anderen Seite der Bank niederließ. Die Holzbalken waren mit Frost überzogen, aber das schien sie nicht weiter zu stören. Sie saß da und blickte ruhig über den Sportplatz auf das Gebäude auf der gegenüberliegenden Seite, ohne ein einziges Wort zu sagen.

Francis wollte keine Gesellschaft, aber neugierig war er trotzdem. Warum war sie über den ganzen Sportplatz gegangen, um sich ausgerechnet neben ihn zu setzen? Warum sagte sie nichts? Und wieso machte ihr die Kälte nichts aus?

«Willst du einen Schluck?», fragte er und hielt ihr seinen Thermosbecher hin. «Ist nur Tee, aber immerhin ist er warm.»

Das Mädchen drehte sich zu ihm um, dann wandte sie den Kopf in die andere Richtung, als ob sie nachsehen wollte, mit wem er eigentlich sprach. Als sie merkte, dass niemand anderes da war und dass er wirklich mit ihr gesprochen haben musste, sah sie richtig schockiert aus.

«Redest du ... redest du mit mir?», fragte sie.

«Ja, sorry.» Francis zog den Thermosbecher wieder zurück. «Wird nicht noch mal vorkommen.»

«Und du verstehst, was ich sage?»

«Ja», sagte Francis. «Noch mal sorry.»

Das Mädchen runzelte die Stirn. «Aber niemand kann mich sehen! Oder hören!»

«Nein?»

«Außer ...» Das Mädchen sah ihn angestrengt an. «Du bist nicht zufällig auch tot, oder?»

«Äh, nein, ich glaube nicht.»

Francis lächelte angestrengt weiter, während er den Rest seines Tees ins Gras kippte und den Becher wieder auf die Thermoskanne schraubte. Vielleicht sollte er lieber seine Sachen packen und verschwinden.

«Ich verstehe das nicht ...» Das Mädchen starrte ihn immer noch an.

«Du ... ähm ... du selbst bist also tot, ja?» Francis bemühte sich um einen normalen Tonfall, während er die Kanne in seine Tasche schob.

«Was? Oh ... ja.» Um ihre Behauptung zu untermauern, hob das Mädchen einen Arm und fuhr damit durch die Rückenlehne der Bank, als hätten die Bretter nicht mehr Substanz als Rauch. «Aber ich verstehe nicht, warum du mich sehen kannst ... das kann niemand!»

Einige Sekunden lang wagte Francis nicht, sich zu rühren. Er saß wie erstarrt da, die Thermoskanne in der einen Hand, die Tasche in der anderen, und sein Hirn spielte immer wieder die Szene ab, die er gerade gesehen hatte.

«In der ganzen Zeit, die ich jetzt tot bin», sagte das Mädchen, «war niemand – absolut niemand – in der Lage, mich zu sehen oder zu hören. Kein Mensch.»

«Könntest du», sagte Francis langsam, «das bitte noch mal machen? Das mit deinem Arm? Durch die Bank?»

«Was, das?» Sie fuhr noch einmal mit dem Arm durch die Holzbretter hinter ihr.

«Ja. Danke.»

Das Mädchen sah ihn verwirrt an, doch dann erhellte sich ihr Gesicht. «Oh! Du wolltest nur checken, ob du dir das eben nicht eingebildet hast», sagte sie.

«Ja», gab Francis zu.

«Nein, hast du nicht», meinte das Mädchen. «Ich bin definitiv tot, aber bisher hat mich noch niemand sehen können. Ich habe mich sogar direkt vor Leute hingestellt und sie angeschrien, aber keiner ...»

Sie sah Francis ins Gesicht. «Aber du schon?»

Francis gelang ein Nicken.

«Also, das ist echt krass», sagte das Mädchen. «Da spaziert man ein Jahr lang total unsichtbar herum, und dann setzt man sich auf eine Bank und ...» Sie sah Francis an. «Du hast mich ganz schön erschreckt!» Nach einer Weile fügte sie hinzu: «Ich schätze, für dich war es auch ein kleiner Schock.»

«Ehrlich gesagt, schon», sagte Francis. «Ist es immer noch.»

«Ich begreife das nicht.» Das Mädchen schüttelte den Kopf. «Niemand hat mich bis jetzt sehen können. Immerhin – ich bin tot!»

«Wie denn?», fragte Francis.

«Was?»

«Ich meine, wie du gestorben bist.»

«Ach so.» Das Mädchen zuckte mit den Schultern. «An den Teil kann ich mich nicht erinnern. Ich schätze, es war ein Unfall oder so. Ich weiß nur noch, dass ich eines Abends plötzlich im Krankenhaus stand, und ich war ...»

«Tot?», schlug Francis vor.

«Ja.»

«Und niemand konnte dich sehen oder hören ...»

«Nope.»

«Okay, das muss wirklich ... ja ...»

Sie schwiegen eine Weile, bis schließlich die Schulglocke das Ende der Mittagspause ankündigte.

«Du musst wieder rein, stimmt's?»

Francis nickte. Er nahm seine Lunchbox und schob sie in seine Tasche, doch er machte keine Anstalten zu gehen.

«Das Ding ist ...», sagte das Mädchen, «könntest du nachher noch mal wiederkommen? Später?»

«Du meinst, nach der Schule?»

«Ja. Es macht mir nichts aus zu warten. Nur, wie gesagt, es hat mich noch keiner sehen oder hören können. Und es ist ... schön, mit jemandem zu reden.»

«Okay», sagte Francis.

«Es macht dir nichts aus?»

«Nein.» Francis stand auf und nahm die Tasche über die Schulter.
«Nein, das ... das ist okay.»

Er ging ein paar Schritte Richtung Schulgebäude.

«Ich heiße Jessica», sagte das Mädchen. «Jessica Fry.»

«Francis», meinte Francis. «Francis Meredith.»

Auf dem Rückweg in die Klasse kam ihm kurz in den Sinn, den Unterricht zu schwänzen und direkt ins Schulbüro zu gehen, um jemandem zu erzählen, was ihm gerade passiert war. Würden sie dann den Notarzt anrufen? Seine Mutter? Einen Psychiater?

Nicht, dass es irgendwie wichtig war: Er hatte keineswegs die Absicht, jemandem zu erzählen, dass er in der Mittagspause einen Geist getroffen hatte.

Er hatte schon genug Probleme am Hals, ohne auch noch zu behaupten, er könne Tote sehen.

2

Als er um Viertel nach drei aus der Schule kam und Jessica auf der Bank warten sah, war Francis beinahe erleichtert. Eigentlich hatte er fast damit gerechnet, dass die Begegnung in der Mittagspause eine Art Halluzination gewesen war, und es war irgendwie beruhigend, dass Jessica nun wie versprochen auf ihn wartete.

Allerdings hatte sie sich umgezogen. Das Zebrakleid war verschwunden, dafür trug sie jetzt Jeans und eine Steppjacke, ein paar Uggs an den Füßen und eine Strickmütze auf dem Kopf. Als er näher kam, stand sie auf.

«Hi», sagte sie.

«Hi.» Francis blieb direkt vor ihr stehen.

Es folgte eine unsichere Pause.

«Wenn wir hier draußen reden», meinte Jessica, «wirst du erfrieren. Wollen wir irgendwohin gehen?»

«Du kannst mit zu mir nach Hause kommen, wenn du willst», schlug Francis vor. «Also ... wenn das geht. Können Geister herumgehen?»

«Ich hab keine Ahnung, wie das mit anderen Geistern ist», meinte Jessica. «Aber ich kann hingehen, wohin ich will. Ist es weit?»

«Ungefähr fünf Minuten. Ich wohne in der Alma Road.» Francis ging bereits auf das Schultor zu. «Du siehst anders aus.»

«Du meinst, die Klamotten?»

«Ja. Wie funktioniert das? Hast du irgendwo so was wie einen Geisterkleiderschrank?»

«Ich kann tragen, was immer ich möchte», sagte Jessica. «Erst habe ich wochenlang dieses Krankenhaushemd getragen, bis ich endlich kapierte, dass ich gar nicht so rumlaufen muss.» Sie warf Francis einen Blick zu. «Ich brauche es mir nur vorzustellen.»

«Das ist alles? Du musst dir nur ein Kleidungsstück vorstellen?»

«Ich muss mich ein bisschen konzentrieren», gab Jessica zu, «aber ... ja.»

Sie blieb stehen, dann wurde die Luft um ihren Körper auf einmal ganz verschwommen, und die Jeans und die Steppjacke verschwanden, während das Zebrakleid von vorhin wieder da war.

«Das ... das ist ja cool», sagte Francis.

«Ich habe ein Bild von dem Kleid in irgendeinem Magazin gesehen, das jemand gelesen hat», sagte Jessica, «und ich dachte ... warum nicht? Man fühlt die Kälte als Geist ja nicht, verstehst du?»

«Praktisch», sagte Francis.

«Und es macht irgendwie Spaß.» Jessica wechselte wieder in Jeans und Jacke. «Man sucht sich einfach was aus, das einem gefällt, und braucht nicht drüber nachzudenken, wie viel es kostet. Man stellt es sich einfach vor.»

«Also ist es nicht so schlimm», wollte Francis wissen, «tot sein und all das?»

«Na ja, es ist anders, als ich erwartet hatte.» Jessica runzelte die Stirn. «Nicht, dass ich überhaupt Erwartungen hatte. Ich dachte, wenn man tot ist, dann ist einfach alles vorbei. Niemand hat mich darauf vorbereitet, dass ich mal als Geist enden könnte.» Sie schwieg einen Moment. «Aber wenn man sich erst mal dran gewöhnt hat, ist es ganz okay. Es ist ... irgendwie friedlich, verstehst du?»

«Friedlich ist gut», stimmte Francis zu.

«Manchmal fühle ich mich ein bisschen einsam, aber ich werde zum Beispiel nie müde oder hungrig. Niemand sagt mir, was ich tun oder lassen soll. Ich kann machen, was ich will.»

«Und was machst du so?»

«Na ja, du weißt schon ... ich gehe hierhin und dahin.» Jessica deutete mit dem Arm vage in Richtung Stadt. «Es ist überall was los, und ich kann mir alles ansehen.»

«Aber du kannst mit niemandem reden.»

«Nein.»

«Auch nicht mit anderen Geistern?»

«Ich hab noch keine anderen Geister getroffen», erklärte Jessica. «Ich weiß gar nicht, ob es überhaupt noch andere gibt. Was komisch wäre, wenn man so darüber nachdenkt.» Sie sah Francis an. «Es macht dich doch nicht irgendwie nervös, oder?»

«Was?»

«Dass ich ein Geist bin.»

Francis dachte darüber nach. Bei ihrer ersten Begegnung hatte ihn vor allem der Gedanke nervös gemacht, dass sie vielleicht verrückt sein könnte – oder dass *er* vielleicht verrückt war. Doch als sie ihren Arm durch die Banklehne geführt hatte, um ihm zu beweisen, dass sie ein Geist war – das hatte ihn überhaupt nicht nervös gemacht. Es hatte ihn überrascht, ja, aber nicht beunruhigt.

«Ich schätze, wenn ich einen Geist gesehen hätte», meinte Jessica, «also, als ich noch gelebt habe, meine ich – dann wäre ich bestimmt weggelaufen. Aber dich hat es nicht wirklich geschockt, oder?»

«Nein», sagte Francis. «Nicht wirklich.»

Es hatte vermutlich geholfen, dachte er, dass er ihr am helllichten Tag bei Sonnenschein und umgeben von Schüllärm begegnet war, aber das war es nicht allein. Es war irgendwas an diesem Mädchen, dass man sich nicht vor ihr fürchten konnte. Alles an ihr – abgesehen von der Tatsache, dass sie tot war – war einfach zu normal.

Es half auch, dass er sie aus irgendeinem Grund mochte.

«Ich schätze», sagte Jessica, «du bist einer von diesen starken, stillen Typen, die sich vor gar nichts fürchten.»

«Oh, ja, absolut.» Francis schob ein Gartentor auf und führte Jessica den Weg bis zur Haustür eines hohen, viktorianischen Rotklinker-Reihenhauses.

«Angstfrei ist mein zweiter Vorname.»

Jessica folgte Francis in eine schmale Diele, in der ein riesiges Ölgemälde mit Goldrahmen hing. Es zeigte einen streng wirkenden Mann in Marineuniform, der eine Hand auf das Schwert an seiner Hüfte gelegt hatte.

«Wow», sagte sie. «Wer ist das denn?»

«Der Admiral.» Francis zog sich die Jacke aus und hängte sie an einen Kleiderständer. «Mein Ururgroßvater.»

Er nahm seine Tasche und ging auf die Treppe zu.

«Ich muss mich nur kurz umziehen. Dauert nicht lange.»

Er nahm zwei Stufen auf einmal. In seinem Zimmer tauschte er schnell Schuluniform gegen Jeans und T-Shirt. Als er wieder aus dem

Zimmer trat, stand Jessica auf dem Treppenabsatz. Anstelle der Steppjacke und der Wollmütze trug sie jetzt einen lockeren Strickpulli zu ihrer Jeans.

Sie betrachtete ein anderes Porträt, das beinahe ebenso groß war wie das unten in der Diele, doch dieses zeigte eine junge Frau in einem Kleid der zwanziger Jahre. Sie lehnte am Sims eines großen Kamins, schien den Betrachter direkt anzusehen und lachte.

«Und wer ist das hier?», fragte Jessica.

«Meine Urgroßmutter», erklärte Francis. «Die Lieblingstochter des Admirals.»

Jessica nickte.

«Man kann Menschen ganz gut nach ihrer Kleidung beurteilen, findest du nicht?», sagte sie. «Der Admiral da unten zum Beispiel: Seine Uniform ist bis oben hin zugeknöpft, und sie hält ihn ganz gefangen, genauso wie all die Befehle, denen er gehorchen muss.» Sie deutete auf das Bild vor sich an der Wand. «Aber was sie trägt, ist locker und frei. Man sieht, dass sie von nichts eingeengt wird, und das gefällt ihr.»

Sie drehte sich zu Francis um, als erwartete sie, dass er etwas dazu sagte. Aber er schwieg.

«Sorry, ganz vergessen: Jungs interessieren sich nicht so für Kleidung, stimmt's?» Sie ging auf die Treppe zu. «Wollen wir wieder runtergehen?»

«Ich muss das noch in mein Zimmer bringen.» Francis hielt seine Schultasche hoch und ging auf eine schmalere Treppe zu, die noch weiter nach oben führte.

«Ich dachte, das hier ist dein Zimmer.» Jessica deutete auf den Raum, aus dem er gerade gekommen war.

«Da schlafe ich bloß», erklärte Francis. «Ich habe oben noch ein Zimmer für ... andere Sachen.»

«Darf ich mal sehen?»

Francis hätte fast nein gesagt. In seinem Kopf formten sich bereits die Worte, mit denen er ihr erklären wollte, warum sie nicht mitkommen konnte: dass da oben gar nichts war, dass sie es unten in der Küche gemütlicher hätten, dass er Hunger hatte und etwas zu essen brauchte ... Aber aus irgendeinem Grund kamen ganz andere Worte aus sei-

nem Mund. Offenbar war es einer dieser Tage, an dem die üblichen Regeln nicht galten.

«Klar», sagte er. «Warum nicht?»

3

Francis öffnete oben an der Treppe eine Tür und führte Jessica in einen Raum, der die ganze Länge des Hauses einnahm.

Das Erste, was Jessica auffiel, waren die Zeichnungen an der Wand. Es waren Modeskizzen in Bleistift oder Kohle für eine Reihe von Mänteln, Kleider und Roben. Auf einem Arbeitstisch stand eine Nähmaschine, und dahinter stapelten sich Stoffrollen in allen Farben und Mustern. Der Tisch links unter der Dachluke war mit einer ganzen Länge cremefarbenen Baumwollstoffes bedeckt. Darauf lagen Schnittmuster aus Papier. Rechts neben einem abgenutzten Ledersofa stand eine Schneiderpuppe.

Es waren eher nicht die Dinge, die man normalerweise in einem Jungezimmer vorfand. Als Jessica eintrat und sich umsah, wartete jedoch noch eine weitere Überraschung auf sie: Regale voller Puppen. Es waren mindestens fünfzig, und jede trug ein anderes Outfit.

«Was ist das hier?», fragte sie.

«Habe ich dir doch gesagt.» Francis' Stimme klang angestrengt normal, doch er beobachtete Jessica sehr genau. «Das ist mein Zimmer. Hier mache ich die Sachen, die mir Spaß machen.»

Jessica ging zu den Regalen mit den Puppen.

«Das sind also alles deine?»

«Ja.» Francis stellte sich neben sie. «Ich habe versucht, die Geschichte der Mode der letzten fünfzig Jahre abzubilden.» Er nahm eine der Puppen in die Hand. Sie trug eine gesteppte Lederjacke und hatte kurzgeschorene Haare in den Farben der amerikanischen Flagge. «Jede Puppe repräsentiert einen bestimmten Stil, siehst du? Sexy-Girl, Punk, Grunge ...»

Jessica deutete auf eine Puppe in einem Anzug, der aussah wie geschmolzenes rosa Plastik. «Und was stellt die dar?»

«Issey Miyake», erklärte Francis. «Ein japanischer Designer.»

Jessica wandte sich von den Puppen ab und deutete auf die Zeichnungen an der gegenüberliegenden Wand. «Und die hast du auch alle gemacht?»

Francis nickte. «Ich interessiere mich einfach für Mode. Habe ich schon immer.»

Jessica blickte sich um und lächelte dann breit. «Für so ein Zimmer hätte ich gemordet, als ich noch lebendig war», sagte sie.

Francis antwortete nicht gleich, doch seine Schultern und sein Gesicht entspannten sich zum ersten Mal, seit sie das Zimmer betreten hatten.

«Wir können später noch über Mode reden», sagte er. «Als Erstes muss ich mehr darüber erfahren, wie das Leben als Geist ist.»

Er stellte die Puppe mit den kurzgeschorenen Haaren wieder zurück ins Regal und ging zum Sofa.

«Also, erzähl mal», sagte er und setzte sich hin. «Wie hat das angefangen?»

Soweit Jessica sich erinnern konnte, hatte es damit angefangen, dass sie am Fenster eines kleinen Zimmers im dritten Stock des Krankenhauses stand und in der abendlichen Dunkelheit auf ein mehrstöckiges Parkhaus auf der gegenüberliegenden Straße hinaussah.

Auch wenn sie sich nicht daran erinnerte, was passiert war, hatte sie sofort gewusst, dass sie tot war. Sie wusste es mit ebenso großer Sicherheit, wie sie wusste, dass der Körper dort auf dem Bett unter dem Laken einmal ihrer gewesen war. Sie brauchte das Gesicht nicht zu sehen oder die kleinen Karten zu lesen, die an den Blumensträußen hingen. Sie hatte keine Schmerzen und fühlte sich auch nicht irgendwie unwohl. Hauptsächlich fühlte sie sich ruhig. Als die Schwestern kamen, um den Körper fortzubringen, hatte sie keinerlei Bedürfnis, ihnen zu folgen. Es war schließlich bloß ein Körper.

Doch was sie verwirrte, war die Frage, was sie jetzt, wo sie tot war, tun sollte. Nachdem sie mehrere Stunden lang am Fenster gestanden hatte, war sie schließlich hinaus auf den Flur geschwebt und hatte sich das Krankenhaus angesehen. Schnell hatte sie festgestellt, dass sie durch Wände und Türen hindurchgehen konnte, dass sie zur Decke hinauf oder durch den Fußboden hinunter schweben konnte, als würde all das nicht existieren, und diese Freiheit hätte durchaus Spaß machen können, wenn ...

... wenn sie nicht an diesem nagenden Gefühl gelitten hätte, dass sie irgendetwas Wichtiges übersehen hatte.

«Was übersehen?», fragte Francis.

«Ich weiß es nicht.» Jessica runzelte die Stirn, während sie versuchte zu beschreiben, wie sie sich gefühlt hatte. «Es war, als hätte ich irgendetwas tun sollen, aber ich wusste nicht mehr, was. Und es war niemand da, der es mir sagen konnte.»

«Und was hast du dann gemacht?»

«Na ja, ich dachte, vielleicht hatte derjenige, der es mir eigentlich sagen sollte, mich nicht gefunden, also ging ich wieder zurück in das Zimmer im dritten Stock und wartete.»

«Du hast gewartet?»

«Ja.»

«Wie lange denn?»

«Irgendwie warte ich immer noch», seufzte Jessica. «Natürlich nicht die ganze Zeit, wie du siehst. Tagsüber gehe ich raus und unternehme was. Aber abends gehe ich immer zurück ins Krankenhaus. Ich muss das nicht tun, aber ... na ja, vielleicht irgendwie doch.»

«Und du meinst, eines Tages kommt jemand und sagt dir, was du tun sollst?», fragte Francis.

«Wer weiß?» Jessica zuckte die Schultern. «Ich habe einfach das Gefühl, wenn irgendetwas passiert, dann da in diesem Zimmer.»

«Du gehst also jeden Abend zurück ... und das seit einem Jahr?»

«Ja.»

Francis pffiff mitfühlend durch die Zähne. «Ein Jahr ist eine lange Zeit.»

«Ich weiß.»

Eine Weile schwiegen beide, dann deutete Jessica auf die Puppen und Zeichnungen an der Wand.

«So, jetzt du. Wann hast du damit angefangen?»

Francis wollte gerade antworten, als unten die Haustür aufging und jemand nach ihm rief.

«Das ist meine Mum», sagte er. «Warte, ich bin gleich wieder da.»

Francis ging hinunter zum Treppenabsatz im ersten Stock. Von dort konnte er sehen, wie seine Mutter unten in der Diele ihre Jacke aufhängte. Sie war eine große Frau mit zerzausten Haaren.

«Wie war es?», fragte Francis und beugte sich über das Geländer.

«Hätte schlimmer sein können. Hab zwei Teller verkauft!» Seine Mutter sah zu ihm hinauf und lächelte. «Und wie war dein Tag?»

«Okay.»

«Keinen ... Ärger gehabt oder so was?»

«Nein. Kein Ärger.»

«Gut.» Francis' Mutter ging in die Küche. «Ich glaube, in der Tiefkühltruhe ist noch Pizza. Ich rufe dich, wenn sie fertig ist, ja?»

Francis stieg auf den Dachboden zurück, wo Jessica wieder in ihrer Steppjacke, den UGG-Boots und ihrer Strickmütze saß.

«Ich gehe jetzt lieber», sagte sie.

«Brauchst du nicht», versicherte ihr Francis. «Ich muss irgendwann essen, aber –»

«Es ist schon spät», unterbrach ihn Jessica. «Ich sollte zurück zum Krankenhaus.» Sie zögerte. «Aber wir können uns ja morgen wieder treffen. Wenn du willst.»

«Absolut», sagte Francis. «Mittags? Wieder bei der Bank?»

«Okay.»

Francis ging zur Treppe, um Jessica hinunter zur Tür zu bringen, doch sie rührte sich nicht. Stattdessen starrte sie gedankenverloren auf den Teppich.

«Hast du vielleicht irgendeine Idee», sagte sie schließlich, «warum du mich sehen kannst und sonst niemand?»

«Nein», sagte Francis. «Du?»

«Nicht wirklich», meinte Jessica und sah auf. «Ich frage mich, ob du vielleicht derjenige bist, der mir sagen kann, was ich als Nächstes tun soll.»

«Tut mir echt leid», sagte Francis. «Ich wünschte, das könnte ich, aber ich habe keine Ahnung von ... Geistern. Ich habe eigentlich von kaum etwas eine Ahnung. Außer von Mode.»

«Nein ... na ja, egal.» Jessica lächelte. «Dann sehen wir uns morgen.»

Und damit verschwand sie einfach.

[...]